

Die Funktion des Menschen in der Sozialen Arbeit

Von Personen, Mythen, Klientinnen und Klienten

Jochen Ostheimer

Zusammenfassung

In einer Weiterführung der in dieser Zeitschrift geführten Diskussion über Nutzen und Nachteil der Systemtheorie für die Soziale Arbeit wird hier nach der Funktion des Menschen gefragt. In theoretischer Hinsicht hat es die Soziale Arbeit mit Personen zu tun, die sie als Klienten und Klientinnen auffasst und behandelt. In praktischer Perspektive hängt die Rede vom Menschen zum einen mit der methodischen Forderung der Ganzheitlichkeit zusammen. Zum anderen formuliert sie eine ethische Forderung, die Würde des Menschen zu achten.

Abstract

The discussion brought up in this journal about the advantages and disadvantages of systems theory for social work leads to the reflexion on the function of human beings. Theoretically speaking, social work deals with persons considered and treated as clients. In a practical perspective, the discourse on humans is, on the one hand, related to the methodological demand of a holistic approach. On the other hand, it expresses the ethical claim to respect human dignity.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit – Systemtheorie – Mensch – Funktion – Ethik – Ganzheitlichkeit

So what?

In dieser Zeitschrift hat sich eine Diskussion über den Nutzen und Nachteil der Systemtheorie für die Soziale Arbeit entwickelt. Ein wesentlicher Teildiskurs setzt sich mit der systemtheoretischen Vorstellung vom Menschen in Bezug auf die Soziale Arbeit auseinander. *Andreas Kirchner* (2007) legte in einem Beitrag die Schwierigkeiten schlüssig dar, den Mensch mithilfe des Instrumentariums der systemtheoretischen Soziologie *Niklas Luhmanns* auf einen Begriff zu bringen, der das Alltagsverständnis nicht allzu sehr verstört. *Heiko Kleve*, der in seiner Replik darin eine Forderung nach einer „Ontologie (Seinslehre) vom Menschen“ (Kleve 2008, S. 141) sah, warnte (dagegen?) nicht minder schlüssig vor einer „klaren begrifflichen ... Identifizierung“ (ebd., S. 144) des Menschen, denn ein solches Unterfangen werde leicht ideologisch und unmenschlich. Wenn beide Ansätze plausibel klingen, dann drängt sich der Verdacht auf, dass die Diskurse aneinander vor-

beilaufen. Eine substanzmetaphysische Konzeption des Menschen ist sicherlich keine Lösung (aber für welches Problem?). Eine Dekonstruktion des Begriffs des Menschen kann, wie *Kleve* zu Recht ausführte, dazu beitragen, die Nichtidentität der Vielzahl von Personen bewusst werden zu lassen. Doch diese Idee ist nun im Detail zu beleuchten.

Die Systemtheorie spaltet den Menschen in verschiedene, strukturell gekoppelte Systeme auf. Da dies in einem soziologischen Diskurs geschieht, der alles Soziale als System konzipiert und den Menschen der Umwelt sozialer Systeme zurechnet, ist nicht zu erwarten, dass der Mensch näher und konsistent thematisiert wird. So ist die meist genannte Zerlegung des Menschen in ein psychisches und in ein organisches autopoietisches System nur *ein* Modell. Auch das Nerven- oder das Immunsystem sowie die Zelle werden zuweilen als autopoietisch beziehungsweise operativ geschlossen beschrieben (*Maturana* 1985, S. 195-197, S. 226 ff., *Luhmann* 1995e, S. 272), was die Frage nach sich zieht, was dann überhaupt der Organismus ist.¹ Dies muss hier nicht weiter ausgeführt werden, weil der springende Punkt ein anderer ist, nämlich „ob und wie die Systemtheorie mit ihrem ... Theoriedesign ihre Tauglichkeit für die Soziale Arbeit ... unter Beweis stellen kann“ (*Kirchner* 2007, S. 378).

Für *Kleve* liegt die Antwort auf der Hand: Gerade die Dekonstruktion des Begriffs des Menschen mache die Systemtheorie an die sozialarbeiterische Praxis anschlussfähig, weil dieser Begriff „in der Sozialen Arbeit ohnehin nur als unterkomplexer Platzhalter für Nichtidentisches verwendet wird, nämlich für die Vielzahl an Personen“ (Kleve 2008, S. 141). Diese Ansicht gilt es näher zu untersuchen. Wie im Folgenden zu zeigen ist (Abschnitt: Der Impetus Mensch), hat diese These, die hier in der Form einer Deskription erscheint, in praktischer Hinsicht eine methodologische und eine ethische Bedeutung. Beide Mal kann die systemtheoretische Dekonstruktion des Menschen das Denken in diese Richtung lenken; beide Mal aber gäbe es geeignetere Ansätze.

Also nochmals die Frage: Worum geht es, wie ist dies zu erreichen, und was hat die Systemtheorie mit all dem zu tun? (Denn die Frage nach dem Status der Systemtheorie in der Sozialen Arbeit war ja der Ausgang des kleinen Diskurses, den *Andreas Keck* (2007) eröffnete.) Das Teilthema hier ist die „angemessene“ Konzeption des Menschen; die offene Frage bezieht sich auf den möglichen Beitrag der Systemtheorie im Kontext der Sozialen Arbeit. Denn das systemtheoretische Konzept vom Menschen scheint

nur schwer mit der Arbeitswirklichkeit von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern kompatibel zu sein, so dass *Keck* und *Kirchner* fragten, ob die Soziale Arbeit überhaupt eine systemtheoriegeeignete Klientel beziehungsweise ein entsprechendes Personal bereithält (*Keck* 2007, S. 24, *Kirchner* 2007, S. 383).

Der Mythos Mensch

Neun Jahre, nachdem *Luhmann* zu dem Schluss gekommen war, „daß man vom Menschen im Kontext einer Theoriearbeit zunächst lieber schweigen sollte“ (*Luhmann* 1995e, S. 274), stellte *Peter Fuchs* die Frage, ob eine soziologisch ausgerichtete Systemtheorie „das Wort ‚Mensch‘ nicht zur Würde des Begriffs erheben“ könne (*Fuchs* 1994, S. 16). *Luhmann* klammert die Thematisierung des Menschen weitgehend aus, weil sie für seine Fragestellung, nämlich die Entwicklung einer Theorie der Gesellschaft, nur wenig beitragen könne. Für die „Analysen der Struktur und der Folgeproblemen der Ordnung der modernen Gesellschaft“ (*Luhmann* 1995e, S. 274) gilt ihm eine Bezugnahme auf Theorien des Menschen als wenig aussichtsreich. Unabhängig davon entfaltet der systemtheoretische Denkansatz ein Eigenleben, und die nicht bedachten Konsequenzen werden zu einem eigenständigen Forschungsfeld.²

Was hat es also mit dem Menschen in der Systemtheorie auf sich? Wichtige Stichworte, die bei der Bearbeitung einer solchen Frage zu beachten sich lohnen, sind in der Diskussion bereits gefallen. Am bedeutsamsten ist folgender Gedanke: Der systemtheoretische Ansatz – wie immer in diesem Gespräch: in der theoretischen Form, die den Namen *Luhmann* trägt – löst „die subjektphilosophisch determinierte *Einheit Mensch* in einem folgenreichen Paradigmenwechsel vor dem Hintergrund seiner Theorie operativ geschlossener, selbstreferenzieller Systeme auf und betrachtet den Menschen im Kontext der Differenz lebender psychischer und sozialer Systeme nicht länger als Bestandteil der Gesellschaft“ (*Kirchner* 2007, S. 379).

Vor diesem Hintergrund ist die berühmte kantische Frage zu kontextualisieren: Was ist der Mensch – aus der Sicht eines sozialen beziehungsweise eines psychischen Systems? Wegen der Differenz dieser beiden Systemarten sind Unterschiede und Gemeinsamkeiten in ihrer Thematisierung des Menschen allererst zu klären. Denn beide operieren im Medium Sinn und nutzen Sprache. Eine Formulierung wie diejenige, wonach „die Selbstthematisierung des Menschen als Individuum im psychischen System“ ablaufe (*Kirchner* 2007, S. 380), kann daher missverstanden werden, nämlich als Gleichsetzung des

Menschen mit dem psychischen System – eine Tendenz, die sich in der Systemtheorie immer wieder findet und die ihrer offiziellen Semantik vom Menschen als Einheit einer Differenz widerspricht. Vielmehr ist davon auszugehen, dass soziales und psychisches System infolge ihrer Koevolution den Menschen in einer relativ übereinstimmenden Semantik behandeln (denn beide operieren in derselben kulturellen Umwelt): etwa als Individuum mit bestimmten Rechten und Pflichten; als ein Wesen, das sich entwickelt (und folglich erzogen werden muss, vergleiche *Luhmann* 1995c), das bis vor einigen Jahren ganz selbstverständlich selbstständig wurde und eine Familie gründete, das jedoch heute von Normal- auf Wahlbiographie umstellen muss; als Träger sozialer Rollen (*Dahrendorf* 1959), in denen der Mensch notwendig agiert, in denen er jedoch nie aufgeht ...

Unterschiede mag es in der Zurechnung geben. Psychische Systeme mögen sich selbst als Mensch betrachten – aber dass sie kein vollständiger Mensch sind, schwant ihnen mitunter auch (*Luhmann* 1995a, S. 152).³ Dass soziale Systeme (die im Übrigen in der Regel nicht systemtheoretisch geschult sind) sich nicht als Menschen betrachten, ist klar; denn unterstellt, sie dächten in dieser Weise, müssten sie notwendig annehmen, aus *mehreren* Menschen zu bestehen. Ob sie ferner Menschen sich selbst zuordnen, hängt (in der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft – und nur um diese geht es hier) vom Systemtypus ab: Organisationen unterscheiden klar zwischen Mitgliedern und sonstigen Menschen; wie umfassend sie ihren Anspruch formulieren und wie viele und welche Lebensbereiche sie freigeben ist im Einzelfall zu klären; ebenso schwankt ihre Bestimmung der Mitglieder zwischen Mensch, Person und Rolle.

All das ist bekannt. In bemerkenswerter Weise führt die systemtheoretische Zerlegung des Menschen *Kirchner* und stärker noch *Kleve* zu Formulierungen, die nach einer Mythologisierung des Menschen klingen. Der Mensch scheint in einem Nebel der Unfassbarkeit zu verschwinden: „Das, was die Individualität des Menschen *ist*, ist auf einem kommunikativen Weg nicht zu fassen“ (*Kirchner* 2007, S. 382). Wie sollte sich der Begriff der Individualität fassen lassen, wenn nicht kommunikativ? Wie sollte ein Mensch seine Individualität ausdrücken, wenn nicht in sozialen Zusammenhängen, die nun einmal kommunikativ konstituiert sind? Wird hier der berühmte letzte Satz aus *Wittgensteins* Tractatus (1984a) weitergeführt: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“? Ist also die je eigene

Individualität des Individuums nur diesem selbst (durch Selbstschau o.ä.) zugänglich? Einer solchen Auffassung widerspricht zum einen *Wittgensteins* Kritik an der Idee einer Privatsprache und an Vorstellungen einer privilegierten Erkenntnismöglichkeit durch Introspektion (*Wittgenstein* 1984b). Zum anderen steht ihr die soziologische Behauptung entgegen, dass die individuelle Existenz in der Neuzeit beziehungsweise Moderne eine kopierte sei (*Luhmann* 1984, S. 366, 430, ders. 1995b, S. 133 f.). Individualität ist ein modernes Erfordernis mit einer entsprechenden modernen Semantik.⁴

Den Menschen in seiner Einmaligkeit und Einzigartigkeit, in seinem Charakter der „Jemeinigkeit“ (*Heidegger* 1977, § 9) zu fassen, das ist das (typisch moderne) Projekt der Existenzphilosophie. Ihr ist von Anfang an ein Hang zum Irrationalismus vorgeworfen worden, weil sie sich gegen eine begriffliche Fixierung des Menschen wandte. Denn der Mensch, „der Einzelne“ (*Kierkegaard* 1951), verweigere sich dem Zugriff des Begriffs in seiner Allgemeinheit, Abstraktheit und Wesensgebundenheit. Man meint noch bei *Kleve* eine Widerspiegelung zu entdecken, wenn es etwa heißt, dass der Begriff des Menschen „eine geradezu ideologische Konstruktion“ sei, dass er „ohnehin nur interessengeladen bestimmt beziehungsweise zur vermeintlichen Einheit gebracht werden kann“⁵, oder wenn als Ziel formuliert wird, „die Menschen in ihrer psychischen Unermesslichkeit und ihrer sozialen Vielschichtigkeit, in ihrer offenen Zukunft ernster zu nehmen als es mit einem eindeutigen Begriff des Menschen möglich wäre.“ (*Kleve* 2008, S. 141).

Nach Systemtheorie, Konstruktivismus und Postmoderne nun ein Existenzialismus in der Sozialen Arbeit? Wie so oft helfen Unterscheidungen weiter. Etwa zwischen Theorie und Praxis. Als Wissenschaft kommt die Soziale Arbeit nicht um die theoretischen Mühen der Arbeit am Begriff herum. Daher ja auch die beispielhaften Erörterungen des Begriffs des Menschen auf der Basis eines soziologisch-systemtheoretischen Theoriemodells mit Bezug auf die Bedürfnisse der Sozialen Arbeit, die aber, wie die Zitate zeigen, zu früh enden. An dieser Stelle kann zu diesem Unternehmen nur ein kleiner Beitrag geleistet werden, der von einer Einsicht *Wittgensteins* (1984a, Nr. 6.211) ausgeht: „In der Philosophie führt die Frage: ‚Wozu gebrauchen wir eigentlich jenes Wort, jenen Satz?‘ immer wieder zu wertvollen Einsichten“. Daher wird hier nach der Funktion des Menschen für die Soziale Arbeit gefragt. Gemäß der getroffenen Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis wird zunächst der theoretische Kontext betrachtet.

Die Person der Sozialen Arbeit

Die Soziologie fasst den Menschen meist mit der Kategorie der Person. Eine Person ist eine soziale Adresse. Ihr werden Kommunikationen zugerechnet, bei ihr weiß das soziale System, wer spricht und damit irritiert, wer deswegen auch auf seinen Beitrag festgelegt und somit vielleicht auch zur Verantwortung gezogen werden kann („... aber du hast doch gesagt ...“). Die Person fungiert als „individuell attribuierte Einschränkung von Verhaltensmöglichkeiten“ (*Luhmann* 1995a, S. 148, im Original hervorgehoben). Eine solche Limitation ist für Situationen doppelter Kontingenz, das heißt für den sozialen Normalfall, notwendig, um das Verhalten der Beteiligten zu konditionieren (*Luhmann* 1984, S. 429). Mithilfe des Personkonzepts reguliert ein soziales System also einen Großteil der Irritationen seiner Umwelt. Zum einen gestaltet es den Variationsspielraum seiner (psychischen) Umwelt. Insofern es mit Individuen zu tun hat, ist dafür gesorgt, dass es eine ausreichende Abwechslung gibt, die wiederum die Autokatalyse des Sozialsystems anregt. Insofern aber nur Individuen und meist nur solche mit bestimmten Merkmalen als relevante Umwelt infrage kommen, werden Vielfalt und Überraschung auf ein verarbeitbares Maß beschränkt. Zum zweiten hat die Personifizierung Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit der Umweltirritationen. Sie macht sie wahrscheinlicher, denn Personen können nicht nicht kommunizieren. Zugleich macht sie sie unwahrscheinlicher: Das Sozialsystem kann zuverlässige Annahmen darüber bilden, was höchst unwahrscheinlich ist. Unter bürgerlichen Bedingungen wird niemand bei Gehaltsverhandlungen Diamanten, Kamele oder Sklaven verlangen.

Der Begriff der Person steht zwischen dem des Menschen (eine extrasoziale Entität, die in der Moderne hohe Individualitätsansprüche stellt) und dem Rollenbegriff (ein festgelegtes Erwartungsbündel ohne Beachtung individueller Befindlichkeiten). Person kann somit als spezifischer Name für die strukturelle Kopplung zwischen sozialem und psychischem System (genauer: zwischen einem je spezifischen sozialen System und einem je spezifischen psychischen System) angesehen werden. Beide Systeme stellen sich wechselseitig aufeinander ein, ohne darum ihre operative Schließung aufzugeben. Vielmehr werden Denk- und Kommunikationsprozesse aufeinander abgestimmt. Es wird eine jeweilige Selbstkonditionierung angeregt, die von beiden Seiten meist nicht als Freiheitsbeschränkung, sondern als durch Teilhabe gewährte Entfaltungsmöglichkeit oder gesteigerte Leistungsfähigkeit aufgefasst wird. Das Sozialsystem selektiert die wenigen Gedanken,

die für es bedeutsam sind, zum Beispiel den in einem Hilfeplangespräch geäußerten Willen, an einer Maßnahme teilzunehmen, und blendet alle anderen aus – auch wenn sie sich nicht selten „erahnen“ lassen und im weiteren Verlauf der Arbeit berücksichtigt werden können.

Zugleich lernt das psychische System seine Gedanken so zu formulieren, dass sie zu den Erwartungen des Sozialsystems passen. Es beobachtet sich mithilfe des Personbegriffs, den das soziale System generiert, und lernt, entsprechend zu handeln und zu erleben. Dies hat für die Soziale Arbeit ⁶ eine ambivalente Auswirkung. Zum einen wird dadurch die Fortsetzung spezifisch sozialarbeiterischer Kommunikation gesichert – auch wegen der vorgesehenen Möglichkeit des „Widerstands“. Zum anderen erhebt die Profession den Anspruch der Echtheit, sie hegt ein Interesse am authentischen Verhalten und Erleben der Person, das also gerade nicht auf die Kommunikationserfordernisse der Sozialen Arbeit abgestimmt ist. Daher auch das Postulat der Ganzheitlichkeit (siehe den folgenden Abschnitt). Das soziale System wiederum lernt, mit Uneindeutigkeiten umzugehen und Unklarheiten auszuhalten. Der Wille, Hilfe zu erbitten und anzunehmen, wird meist viel vager und indirekter geäußert als etwa der Entschluss zu einem Kauf, der gerne als Standardbeispiel einer Willensäußerung präsentiert wird. Daher bedarf es einer spezifischen Professionalität, mit genau dieser Art von Personen umzugehen, bei denen ein Schweigen ebenso wie ein „vielleicht“ oder ein „nein“ eine Zustimmung bedeuten kann.

Alle sozialen Systeme, die sich über einen längeren Zeitraum hinweg durch eine rekursive Verkopplung ihrer spezifischen Operationen erhalten, also gesellschaftliche Funktionssysteme und Organisationen, generieren ein eigenes, für sie jeweils passendes Personmodell. Die Person ist die systemspezifische Fiktion eines gesellschaftlichen Akteurs mit spezifischen sozialen Zugehörigkeiten und gleichzeitig mit individuellen Zügen. Soziale Systeme sind auf derartige Akteure angewiesen. Denn Personen sind, wie Kleve sehr anschaulich schreibt, „die Anschlussstellen für psychische und soziale Systeme“ (Kleve 2008, S. 144). „Mit Hilfe der Personifizierung ‚parasiert‘ das Sozialsystem an der Eigendynamik von autonomen – in der Regel psychischen – Umweltprozessen. Es nutzt deren Selbstkontinuierung zur eigenen Selbstkontinuierung... Die Wirtschaft beutet den ‚Besitztrieb‘ des Menschen aus, um Möglichkeiten für zukünftige Zahlungen zu schaffen; das Recht beutet die ‚Streitlust‘ der Menschen aus, um Möglichkeiten für zukünftige Normproduktionen zu

schaffen. Gleichzeitig findet eine Selbstsozialisation der beteiligten Psychen statt. Dabei werden ‚Besitztrieb‘ und ‚Streitlust‘ unter der Faszination geld- und normorientierter Kommunikation jeweils neu konstituiert“ (Hutter; Teubner 1994, S. 118 f.) In gleicher Weise lässt sich fragen, wie das idiosynkratische Personkonzept der Sozialen Arbeit zu bestimmen ist. Die Person der Sozialen Arbeit ist der Klient beziehungsweise der Hilfebedürftige (als Kondensat der Hilfekommunikation).⁷ Die Funktion des Klienten besteht darin, dass „über die Klientifizierung ... Personen sozialarbeiterisch adressierbar (werden). In der Klientendimension werden *Fallförmigkeit*, *Zurechnungsoptionen* und schliesslich (sic) *Ansatzpunkte für Interventionen* gewonnen“ (Eugster 2000, S. 121).

Mit dieser Art der Personifizierung, das heißt der Adressbildung, strukturiert die Soziale Arbeit wesentliche Bereiche ihrer Umwelt. Nicht alle Menschen sind für sie relevant, sondern nur einige bestimmte. Diese wiederum sind nur in bestimmter Hinsicht interessant, wobei es für das System hilfreich ist, die Kriterien selbst festlegen zu können; und hier befindet es sich nicht selten im Wettbewerb mit anderen Systemen und Professionen (Politik, Psychologie, Medizin, Recht, Schulpädagogik und anderen). Insofern es der Sozialen Arbeit aber gelingt, Menschen in die spezifische Personform „Klient, Klientin“ zu bringen, sichert sie ihren Einfluss-, das heißt ihren Kommunikationsbereich gegenüber ihren Konkurrenten ab. Schulsozialarbeit ist der gegenwärtig prominenteste Vorstoß der Sozialen Arbeit in die Sphäre eines anderen Systems. Für den Unterricht sind die Lehrer und Lehrerinnen zuständig. Aber dahinter warten schon Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, mit dem strategischen Vorteil, nicht für Zensuren und nur selten für Sanktionen zuständig zu sein. Sobald ein Jugendlicher zu einem Klienten geworden ist, hört er in dieser Hinsicht auf, Schüler zu sein; und gerade dies ermöglicht dann die Zusammenarbeit von Schulpädagogik und Schulsozialarbeit. Als Form besitzt der Personbegriff eine austauschbare zweite Seite. Im Feld der Schulsozialarbeit ergibt sich das Schema Klient/Schüler; in der Sozialberatung eines Klinikums liegt das Verhältnis Klient/Patient vor; bei einem Jugendtreff könnte die andere Seite die Bezeichnung „zu alt“ tragen.⁸

Die Konstitution von Klienten und Klientinnen operiert mit dem typisch modernen Phänomen der Individualität. Es genügt nicht mehr, mit Bewusstsein einfach standesgemäß umzugehen, wie dies in der Feudalgesellschaft der Fall gewesen sein mag. Vielmehr gibt es eine Vielfalt an Bedürfnissen, die in Be-

darfe transformiert werden müssen, um dann auf entsprechende Angebote der Sozialen Arbeit zu treffen, so dass ein Fall entsteht. Notwendig allein ist, dass Menschen als Klienten und Klientinnen ihre Bedürfnisse in einer Form äußern, an die die Soziale Arbeit anschließen kann; und um dies zu erleichtern, gibt es entsprechend niederschwellige Angebote mit einer angepassten Semantik: Besucher und Besucherinnen (eines offenen Jugendtreffs), Teilnehmende (an einer Präventionsveranstaltung), Gäste (beim Seniorenkaffee in der Tagesstätte), Kinder, Jugendliche und Familien (im Kinder- und Jugendhilfegesetz).

Im Bereich der Sozialen Arbeit könnte man zusätzlich auf eine Besonderheit hinweisen. Wie *Kirchner* im Anschluss an *Nassehi* bereits erwähnt hat, zeigt sich die moderne Individualität als eine „Exklusions-individualität“ (*Nassehi* 1997, S. 127 ff., *Kirchner* 2007, S. 382, *Luhmann* 1995d, S. 258-264, *Merten*; *Scherr* 2004; *Kleve* 2007, S. 156-163, 178-194). Individuen prägen ihre Individualität nicht durch Zugehörigkeit zu einem Sozialsystem aus, wie dies noch in der Ständegesellschaft der Fall war (man war in einem starken Sinn Bauer oder Ritter oder Mönch), sondern durch Nichtzugehörigkeit. Gerade weil Menschen (um es aus deren Perspektive, die erfahrungsnäher ist, zu beschreiben) nicht Teil der Funktionssysteme sind, sondern dort lediglich als Rollenträger agieren, besitzen sie den Freiraum (aber unterliegen auch dem Zwang⁹), sich selbst zu gestalten. Der Ausdruck „Exklusionsindividualität“ bezeichnet damit die modernen Bedingungen, unter denen Individuen ihre Individualität entfalten, das heißt das Exklusive ihrer Lebenslage bewältigen können.

Für die Soziale Arbeit nimmt der Begriff der Exklusionsidentität noch eine weitere, spezifische Bedeutung an. Der Mensch gehört gesellschaftlichen Funktionssystemen nicht an, er ist nicht in sie integriert. Er nimmt lediglich in der Form der Person an ihnen situationsspezifisch teil. Im Unterschied dazu kann es im Exklusionsbereich so etwas wie eine hohe Integration geben. Ein Ausschluss aus einem Funktionssystem hat schnell weitere Exklusionen zur Folge. Geringe Bildung, keine Arbeit, kein Geld, keine Wohnung, unzureichende medizinische Versorgung, schlechte soziale Einbindung. Die Soziale Arbeit nimmt sich dieser Exklusionsphänomene an. Wenn es nicht zynisch klänge, ließe sich in Analogie zu *Hutter*; *Teubner* (1994, S. 118; siehe oben) schreiben, dass sie an der Exklusionsdynamik „parasitiert“. Daher finden sich seit einigen Jahren auch Überlegungen, die die Soziale Arbeit als ein (sekun-

däres) Funktionssystem konzipieren.¹⁰ Als ein solches ist ihr Thema die Exklusion. Ihre gesellschaftliche Funktion, so ein aktueller Vorschlag von *Olaf Maaß*, liegt in der „Re-Modalisierung der Chance genereller Inklusion“, das heißt in der „Vermeidung der Exklusionsdrift“ (*Maaß* 2007, S. 63 f.). Ange-sichts dieser Aufgabe ist es notwendig, „ganzheitlich“ zu denken. Denn Inklusionsablehnungen verstärken sich wechselseitig und erzeugen meist gleichzeitig psychische Probleme. Soziologisch-system-theoretisch betrachtet stellt sich diese „Arbeit am Menschen“ in einer spezifischen Weise dar: als „Adressenarbeit“, als Arbeit im „Umweltarrangement der betroffenen sozialen Adressen“ (*ebd.* S. 64 f., *Fuchs* 2004, S. 20). Soziale Arbeit ist in dieser Hinsicht erfolgreich, wenn es gelingt, dass jemand (wieder und umfassend) als Person (als „soziale Adresse“) angesehen wird.¹¹

Fassen wir zusammen: In theoretischer Hinsicht behandelt das Sozialsystem Soziale Arbeit den Menschen als Person, und zwar in einer bestimmten Form: als Klient oder Klientin. In dieser Art der Reduktion der Komplexität des Menschen unterscheidet sich die Soziale Arbeit in keiner Weise von anderen Sozialsystemen. Davon zu unterscheiden ist die semantische Ebene. Der Mensch wird natürlich in vielen Fällen als Mensch bezeichnet, als die Einheit, mit der als Einheit umzugehen Menschen gewohnt sind. Aber es besteht wenig Anlass für die Soziale Arbeit, den Menschen als solchen zu thematisieren – und sich damit an die Stelle der Anthropologie zu setzen. Die Semantik des Menschen hat für die Soziale Arbeit eine andere Funktion: eine praktische.

Der Impetus Mensch

Die Ganzheitlichkeitssemantik in der Sozialen Arbeit lässt sich nach drei Varianten unterscheiden. Eine erste versteht unter Ganzheitlichkeit theoretisch wenig anspruchsvoll (aber praktisch oft bedeutsam) Vernetzung; in den verschiedenen systemischen Ansätzen zu Beratung, Supervision, Therapie findet sich dieses Ganzheitlichkeitsverständnis relativ häufig. Eine weitere Variante zeichnet sich durch einen Hang zu Harmonie, durch eine pauschale Absage an Fragmentierung aus; Ausgangs- und Zielpunkt ist die Idee einer Einheit, deren Explikation auf nicht unbe-trächtliche theoretische Schwierigkeiten stoßen wird. Drittens kann – und das ist der theoretisch interes-santeste Aspekt – die Rede vom Menschen als eine Variante des Ganzheitlichkeitspostulats aufgefasst werden. Ganzheitlichkeit in diesem Sinn meint keine Form von Totalitarismus, sondern lässt sich am besten mit Multiperspektivität beziehungsweise Multi-dimensionalität wiedergeben; so geht beispielsweise

auch *Kirchner* (2007) ganz selbstverständlich von der einen zur anderen Formulierung über. Ganzheitlichkeit erinnert die Soziale Arbeit als Praxis daran, in dem Klienten nicht nur einen Rollenträger zu sehen, ihn nicht nur (und trotz allen Case Managements) als einen Fall zu behandeln.

In dieser praktischen Hinsicht erfüllen Ausdrücke wie „Mensch“ oder „Ganzheitlichkeit“ zwei wichtige Funktionen. Erstens werden sie von einem methodischen Erfordernis getragen. Das soziale Praxisfeld ist höchst komplex. Ein Schlüssel zum Erfolg ist die richtige Reduktion dieser Komplexität. Die Kunst besteht darin, auf das Wesentliche zu achten; und in der Ausbildung geht es darum, dafür geeignete Kriterien zu lernen beziehungsweise entwickeln zu lernen.¹² Ganzheitlichkeit formuliert dann die Anforderung, nicht durch eine vorschnelle Blickverengung Bedeutsames zu übersehen, das jeweils Wesentliche gerade nicht durch eine Orientierung an überkommenen, mehr oder weniger „wesensontologischen“ Vorstellungen („das ist bei Jugendlichen/Dementen/Obdachlosen eben so ...“) zu verdecken. Forciert wird dieses methodische Prinzip durch die zunehmende Vielfalt an Theorien und Methoden in der Sozialen Arbeit selbst sowie in den Bezugswissenschaften. Gerade systemische und konstruktivistische Ansätze weisen darauf hin, dass man anderes sehen kann, wenn man anders sieht, und dass der erste Schritt zur Lösung darin besteht, etwas anders zu machen. Insofern ist die Beliebtheit dieses Paradigmas eine durchaus stimmige Weiterentwicklung des älteren, aber nicht veralteten Prinzips der Ganzheitlichkeit.

Ganzheitlichkeit lässt sich denn auch systemisch weiterdenken. Auch wenn soziale Probleme zunächst und zumeist (das heißt in Beobachtungen erster Ordnung, die ihre Kontingenz stets invisibilisieren) an Personen wahrgenommen werden (vielleicht auch, weil sie nur auf diese Weise rechtsförmig werden können), sind sie in aller Regel doch *soziale* Probleme und erfordern deswegen eine soziale, „ganzheitliche“ Herangehensweise, die nicht auf die Behandlung eines einzelnen Individuums (als Symptomträger) reduziert werden kann.

In einem nächsten Reflexionsschritt ist dann des Weiteren zu bedenken, dass bei autopoietischen Systemen direkte Interventionen nicht möglich sind. Die Forderung nach Ganzheitlichkeit kann als Quelle für die Rückgewinnung von Kontingenz in Problemsituationen und bei Problemdefinitionen dienen. Ganzheitlichkeit heißt, sich gegenüber den Überraschungen der Menschen und ihrer sozialen Umge-

bungen nicht zu verschließen (*Eugster* 2000, S. 147, 149 f., 155). Daran schließen sich zwei grundsätzliche Fragen an. Wenn soziale Probleme als solche gelöst werden sollen, typische Fälle der Sozialen Arbeit sich aber als mangelnde Inklusion äußern, dann besteht eine Herausforderung darin, ob die Soziale Arbeit, indem sie Personen als Klienten und Klientinnen adressiert, diesen etwas anderes als Klientenadressen vermitteln kann. Sie vermag etwa durch die Gewährung von Wohngeld eine Re-Inklusion in das Wirtschaftssystem zu erreichen. Für dieses (in seiner Abstraktheit) ist die Herkunft des Geldes irrelevant, doch im konkreten Bewerbungsmarathon um eine Wohnung mag diese stellvertretende Inklusion stigmatisierend wirken – und ist in dieser Hinsicht auch schon lange Gegenstand sozialarbeiterischer Reflexion. Zweitens resultieren zahlreiche Fälle Sozialer Arbeit aus strukturellen Problemen, wie etwa der hohen Arbeitslosigkeit (vielleicht als Ausdruck des Endes der Vollerwerbsgesellschaft). Es scheint eher unwahrscheinlich, dass die Soziale Arbeit mit ihren Mitteln Strukturprobleme der modernen Gesellschaft lösen kann. Denn „den Organisationen sozialer Hilfe obliegt eher eine ‚Daseinsnachsorge‘. Sie arbeiten an der Beseitigung von Problemfällen, die sich aus der Verwirklichung der vorherrschenden Strukturen und Verteilungsmuster immer neu ergeben. Es ist nicht ihre Sache, und überhaupt nicht Sache von Hilfe, sich eine Änderung der Strukturen zu überlegen, die konkrete Formen der Hilfsbedürftigkeit erzeugen“ (*Luhmann* 1975, S. 143 f.).

Mit dem Ganzheitlichkeitspostulat sind also nicht alle Schwierigkeiten gelöst, sondern sie beginnen allererst mit ihm. Doch genau dies kann mit diesem Begriff auch reflektiert werden. Zudem erfüllt er eine wichtige Abgrenzungsfunktion in der Außendarstellung, insofern die Soziale Arbeit damit ihren Zuständigkeitsbereich definieren kann: Auch andere Professionen haben es mit sozialen Problemen zu tun, aber sie gehen sie nicht ganzheitlich und damit nicht als soziale Probleme an, sondern als medizinische, therapeutische, polizeiliche, (straf)rechtliche und so weiter.

Zweitens formuliert der Titel „Mensch“ den Anspruch der Menschlichkeit in der und an die Alltagspraxis.¹³ Die „Pathosformel“ Mensch (*Fuchs* 2007, S. 18) ist ein Platzhalter für ethisch-normative Gehalte. Es geht grundlegend um die Bewahrung der Freiheit und Eigenständigkeit des Menschen und um den Schutz seiner Würde, die sich niemals mit anderen Zwecken verrechnen lässt.¹⁴ In der geschichtlichen Entwicklung der Sozialen Arbeit erfährt dieses ethische Postulat unterschiedliche Ausprä-

gungen. Im Gefolge der 1968er-Bewegung und in mehr oder weniger ausdrücklicher Anlehnung an die Kritische Theorie hieß es, dass soziale Hilfe nicht nur und nicht primär die Aufgabe erfüllen solle, brave Bürger für den Staat oder willige Arbeitskräfte für die Wirtschaft (wieder)herzustellen. Vielmehr sei der Mensch vor der Unterwerfung unter die Systemimperative zu schützen. In diesem Zusammenhang stieß die systemtheoretische Konzeption der Gesellschaft wie des Menschen auf eine dezidierte Ablehnung, die mit eben solchen ethischen Zielen begründet wurden (Luhmann 1995e, S. 226 f.).

Doch unbeschadet dieser Kritik können systemtheoretisch geschulte Ansätze an diesen ethischen Impuls anknüpfen. Ihre „Dekonstruktion“ (Kleve 2008, S. 142) des Menschen mache diesen frei. „So paradox sich das auch anhören mag, aber die Freiheitsgrade des Menschen werden in theoretischer Hinsicht erhöht, wenn er sich nicht mehr voll und ganz einem sozialen System zuordnen lässt“ (Kirchner 2007, S. 382). Neuere Richtungen greifen daher weniger auf die Tradition der Kritischen Theorie zurück, sondern auf die lösungsorientierte Methode, „um den Wechsel von den ‚Problem-Klienten‘ zu den ‚Ressourcen-Klienten‘ mit einiger Nachhaltigkeit zu erreichen. Diese Ansätze ... bringen die Klienten in Sicht, die selbst erster Auslöser für einen visionären Veränderungsprozess sein können“ (Kleve 2008, S. 144) – eine andere Version, die Autonomie und Würde des Menschen auszudrücken, und zugleich anschlussfähig an die Erfahrung, dass Hilfe langfristig am besten als Hilfe zur Selbsthilfe funktioniert. Die Bewahrung des Menschen verhindert seine Reduktion auf eine Rolle – die zudem meist eine Problemrolle ist.

Diese ethische Funktion des Menschenbegriffs bleibt indes verdeckt, wenn lediglich mit großer Vehemenz der bekannte Sachverhalt wiederholt wird, dass das Streben nach Ganzheitlichkeit immer nur neue Differenzen (Deleuze 1992), Ambivalenzen (Bauman 1995) und Unordentlichkeiten (Welsch 1996) eröffne (Kleve 2008, S. 141). Sie wird angedeutet, wenn es heißt: „Die Soziale Arbeit wird erst dann menschlich, und das ist freilich paradox, wenn sie darauf verzichtet, genau zu sagen, was der Mensch ist“ (ebd., S. 145). Widervernünftig kann dies jedoch allenfalls dann sein, wenn der Kontext nicht bedacht wird, nämlich der Unterschied zwischen theoretischen und praktischen Erfordernissen.

Differenztheoretische Ansätze aus der Philosophie, der Kybernetik oder der Systemtheorie legten ausreichend dar, dass jede Ganzheit nur partikulär sein

kann und dass mögliche Ansprüche auf Allzuständigkeit in einen Widerstreit (Lyotard 1989) münden. Aus ethischer und methodischer Sicht ist folglich vor vereinheitlichenden Tendenzen zu warnen, wie dies auch Kirchner und mehr noch Kleve und in gewisser Weise auch schon Keck tun.

So what?

Das Ärgernis, dass die Systemtheorie den Menschen zergliedert, ist zu differenzieren. Die theoretische Bestimmung des Status des Menschen in der Systemtheorie ist eine Aufgabe der systemtheoretischen Forschung. Die Bezeichnung des Menschen als die Einheit einer strukturellen Kopplung organischer, psychischer und sozialer Systeme ist keine Antwort, sondern eine Problemanzeige, das heißt der Ausgangspunkt weiterer Forschung (zum Beispiel Fuchs; Göbel 1994, Fuchs 2007). Die Sozialarbeitswissenschaft kann sich daran beteiligen oder auch nur die Ergebnisse rezipieren. Sie muss auf jeden Fall aber bei ihrer Theoriearbeit beachten, dass sie nicht systemtheoretisch beginnen und dann unvermittelt vom Menschen sprechen kann, der in oder zwischen den sozialen Systemen agiere. Ein soziologisch sinnvoller Weg ist hier angedeutet worden: mit der Kategorie der Person zu operieren und deren spezifische Fassung in der Sozialen Arbeit zu untersuchen. Klient, Klientin beziehungsweise Hilfebedürftiger, Hilfebedürftige ist ein Vorschlag; Diskussionen dazu laufen bereits und sind fortzuführen.

Im Bereich der Praxis erfüllt das Sinnschema Mensch dagegen eine ganz andere Funktion. Es ermahnt ähnlich wie der Begriff der Ganzheitlichkeit erstens zu einer methodischen Multidimensionalität und zweitens zu einer ethischen Sorge, dem Menschen als Menschen gerecht zu werden, seine Würde zu wahren, seine Freiheit und Individualität zu beachten und zu respektieren. Hier ist unter den Bedingungen der Moderne der Verweis auf die Vielfalt der Lebensentwürfe besonders bedeutsam. Da Ganzheitlichkeitsformeln als Einheitsforderungen missverstanden werden können, ist eine differenztheoretisch gestimmte Warnung vor allzu starker Homogenisierung geboten. Ob die systemtheoretische Bestimmung des Menschen als Zusammenspiel unterschiedlicher Systeme der beste Weg ist, um diese in der Sozialen Arbeit gegebenen Bedürfnisse zu erfüllen, ist weiter zu diskutieren.

Anmerkungen

1 Zur Bedeutung des Körpers siehe auch Bette 1987.

2 Eine solche, im Übrigen sehr kreative und lehrreiche Ausfaltung der Implikationen des soziologisch-systemtheoretischen Ansatzes einer Gesellschaftstheorie auf Nachbarthemen legte

Peter Fuchs in einer Studie vor, die den Menschen „transzendental-theoretisch“ als „Bedingung der Möglichkeit sozialer Systeme“ (Fuchs 2007, S. 90) erschließt. Es ist dies der Versuch, den Menschen so zu rekonstruieren, wie ihn soziale Systeme denken müssten, wenn sie systemtheoretisch dächten – was vermutlich auf die wenigsten zutrifft.

3 Auch die kartesische *res cogitans* hat sich im Anschluss an ihre Selbstkonstituierung in der Form „je pense, donc je suis“ (Descartes 1969, S. 54) ihr Anderes konstruiert: die *res extensa*, um so gemeinsam den Menschen zu bilden.

4 Siehe dazu auch die Beobachtung von Schmidt 2007, S. 105–113, dass in der modernen Sprache das Individuelle eigentlich das Singuläre, also die Vereinzelung eines Allgemeinen, und nicht mehr das Einzigartige bezeichne.

5 Vergleiche dagegen und in allgemeiner Hinsicht Rickert (1934, S. 39): „Alles ist von allem verschieden. Es gibt nicht zwei völlig gleiche Gegenstände in der uns bekannten Welt, und ihre Menge ist unübersehbar. Wir haben uns daher in der Philosophie darauf zu beschränken, die Welt unter ein System von *allgemeinen* Begriffen zu bringen, das heißt generalisierend vorzugehen.“

6 An dieser Stelle wird stillschweigend und der Einfachheit halber davon ausgegangen, dass Soziale Arbeit ein soziales System sei. Gleichwohl gehört diese Annahme noch nicht zu dem Bereich der unumstritten geklärten Themen.

7 Zur Verdeutlichung: Der Klient ist – wie jede Person – ein soziales Konstrukt, das keinen *Menschen*, auch keinen hilfebedürftigen, als solchen bezeichnet. „Der Klientbegriff wird keinem Menschen gerecht“ (Eugster 2000, S. 97, im Original hervorgehoben, vgl. insbesondere S. 111–135). Darüber hinaus ließe sich mit Blick auf das Theoriedesign weiterfragen, ob der Klient nicht auch das Medium der Sozialen Arbeit sei, analog zum Kind als Medium der Erziehung (Luhmann 1995c). Für eine solche „leute-förmige“ Konzeption des Mediums spricht sich Fuchs (2004, S. 29) aus, wohingegen Maaß den „Anspruch“ als das Medium der Sozialen Arbeit vorschlägt (2007, S. 81 ff.).

8 Der französische Philosoph Michel Foucault arbeitete in etlichen historischen Untersuchungen über die Neuzeit heraus, wie spezifische Wissensformen Machttechniken und wie Macht Wissen hervorbrachten (zum Beispiel Foucault 1977; 1980). Auch bei der systemspezifischen Konstituierung (und Foucault würde hinzufügen: Disziplinierung) einer Person als Klient handelt es sich um solche Macht-Wissen-Komplexe. Aufgrund ihres spezifischen Wissens ist die Soziale Arbeit kompetent, das heißt fähig und befugt, Schüler und Schülerinnen zu Klienten zu stilisieren, und je mehr ihr dies gelingt, desto mehr macht sie sich gesellschaftlich unentbehrlich, etabliert sie sich, invisibilisiert sie ihre Unwahrscheinlichkeit. Soziale Arbeit gehört dann zum Alltag an Schulen, ihre Macht wirkt immer unbemerkter, selbstverständlicher.

9 Immer noch die prägnanteste Formulierung: „L’homme est condamné à être libre“ (Sartre 1968, S. 37, auch Luhmann 1995b, S. 132).

10 Zu einem Zwischenresümee der Diskussion siehe Merten 2000.

11 Hier erhält der soziologische Personbegriff eine eigentümliche ethische Konnotation.

12 Nur am Rande sei hier auf die Nähe zu Kants Bestimmung der reflektierenden (im Unterschied zur bestimmenden) Urteilskraft verwiesen: Diese „soll unter einem Gesetze subsumieren, welches noch nicht gegeben“ ist, was bedeutet, dass sie „ihr selbst zum Prinzip (wird) dienen müssen“ (Kant 1996b, B312, vgl. A24–29, BXXV–XXVIII).

13 Zwei Beispiele sollen genügen: Bergmann (1994, S. 95): „Die Gesellschaft kann also den Begriff ‚Mensch‘ so benutzen, daß er Grenzen des gesellschaftlich Mach- und Wünschbaren markiert. Der Begriff bekommt damit einen normativen Beiklang im Sinne von Menschlichkeit, Menschenwürde, Menschenrecht usw., die alle den Sinn einer Begrenzung des gesellschaftlich-staatlich Erlaubten anzeigen.“ Ferner Hillebrandt (2002, S. 223): „Das Hilfesystem ist also primär auf die humanen Folgeprobleme der modernen Inklusionsverhältnisse bezogen.“

14 Der Grundsatz der Würde verlangt, dass der Mensch in seinem unbedingten Wert zu achten und schützen ist. Dieser ist unabhängig von dem relativen Wert seiner jeweiligen Eigenschaften und Leistungen. Darin unterscheidet sich der Mensch von allem anderen, von den Sachen also, deren Wert stets von ihrer jeweiligen Tauglichkeit abhängt, die mithin lediglich einen Preis, aber keine Würde haben, und folglich immer durch ein Äquivalent ersetzt werden können (Kant 1996a, BA77).

Literatur

- Bauman**, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt am Main 1995
- Bergmann**, Werner: Der externalisierte Mensch. Zur Funktion des „Menschen“ für die Gesellschaft. In: Fuchs, Peter; Göbel, Andreas (Hrsg.): Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? Frankfurt am Main 1994, S. 92–109
- Bette**, Karl-Heinrich: Wo ist der Körper? In: Baecker, Dirk u.a. (Hrsg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main 1987, S. 600–628
- Dahrendorf**, Rolf: Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Köln 1959
- Deleuze**, Gilles: Differenz und Wiederholung. München 1992
- Descartes**, René: Discours de la Méthode. Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung. Hamburg 1969
- Eugster**, Reto: Die Genese des Klienten. Soziale Arbeit als System. Bern 2000
- Foucault**, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main 1977
- Foucault**, Michel: Power/Knowledge. Selected interviews and other writings, 1972–1977. New York 1980
- Fuchs**, Peter: Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? In: Fuchs; Göbel (Hrsg.): a.a.O. 1994, S. 15–39
- Fuchs**, Peter: Die Moral des Systems Sozialer Arbeit – systematisch. In: Merten; Scherr (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 17–32
- Fuchs**, Peter: Das Maß aller Dinge. Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen. Weilerswist 2007
- Fuchs**, Peter; Göbel, Andreas (Hrsg.): Der Mensch – das Medium der Gesellschaft? Frankfurt am Main 1994
- Heidegger**, Martin: Sein und Zeit. Gesamtausgabe Band 2. Frankfurt am Main 1977
- Hillebrandt**, Frank: Hilfe als Funktionssystem für Soziale Arbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Opladen 2002, S. 215–226
- Hutter**, Michael; Teubner, Gunther: Der Gesellschaft fette Beute. Homo iudicis und homo oeconomicus als kommunikationserhaltende Fiktion. In: Fuchs; Göbel (Hrsg.): a.a.O. 1994, S. 110–145
- Kant**, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: Werkausgabe Band VII. Herausgegeben von W. Weischedel. 13. Auflage. Frankfurt am Main 1996a, S. 7–102

Kant, Immanuel: Kritik der Urteilkraft. In: Werkausgabe Band X. Herausgegeben von W. Weischedel. 13. Auflage. Frankfurt am Main 1996b

Keck, Andreas: Alles im System? Ein kritischer Beitrag zur Systemtheorie In: Soziale Arbeit 1/2007, S. 22-25

Kierkegaard, Sören: Der Einzelne. Zwei Noten betreffs meiner Wirksamkeit als Schriftsteller. In: ders.: Die Schriften über sich selbst. Gesammelte Werke 33. Düsseldorf 1951, S. 96-119

Kirchner, Andreas: Die Systemtheorie und der Mensch. Alles im System beschreibbar: Anmerkungen zu einer theoretischen Debatte. In: Soziale Arbeit 10/2007, S. 378-384

Kleve, Heiko: Postmoderne Sozialarbeit. Wiesbaden 2007

Kleve, Heiko: Der Mensch der Sozialarbeit. In: Soziale Arbeit 4/2008, S. 140-145

Luhmann, Niklas: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen 1975, S. 134-149

Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1984

Luhmann, Niklas: Die Form „Person“. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995a, S. 142-154

Luhmann, Niklas: Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995b, S. 125-141

Luhmann, Niklas: Das Kind als Medium der Erziehung. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995c, S. 204-228

Luhmann, Niklas: Inklusion und Exklusion. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995d, S. 237-264

Luhmann, Niklas: Die Soziologie und der Mensch. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995e, S. 265-274

Lyotard, Jean-François: Der Widerstreit. München 1989

Maaß, Olaf: Die Soziale Arbeit als Funktionssystem der Gesellschaft? Dissertation Universität Jena 2007

Maturana, Humberto: Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig 1985

Merten, Roland (Hrsg.): Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen 2000

Merten, Roland; Scherr, Albert (Hrsg.): Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2004

Nassehi, Armin: Inklusion, Exklusion – Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Band 2: Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt am Main 1997, S. 113-148

Rickert, Heinrich: Grundprobleme der Philosophie. Methodologie, Ontologie, Anthropologie. Tübingen 1934

Sartre, Jean-Paul: L'Existentialisme est un humanisme. Paris 1968

Schmidt, Hartwig: Nichts und Zeit. Metaphysica dialectica – urtümliche Figuren. Hamburg 2007

Welsch, Wolfgang: Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt am Main 1996

Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus. In: Werkausgabe Band 1. Frankfurt am Main 1984a, S. 225-580

Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. In: Werkausgabe Band. Frankfurt am Main 1984b, S. 225-580



XIV. EUROPEAN SOCIAL WORK SYMPOSIUM IN MÖNCHENGLADBACH

DIVERSITÄT & INKLUSION

Herausforderungen für die Ausbildung und Profession der Sozialen Arbeit

27. – 28. April 2009

WORKSHOPS

INTERDISZIPLINÄR & INTERNATIONAL

GLOBALISIERUNG
INDIVIDUALISIERUNG
MULTIKULTURALITÄT
SOZIALE IDENTITÄTEN
LEBENSFÜHRUNG
DISKRIMINIERUNG

VORTRÄGE :

Prof. Dr. Gunzelin Schmid Noerr, Hochschule Niederrhein
Die Werte-Dimension der Sozialen Arbeit

Prof. Dr. Heiko Kleve, Fachhochschule Potsdam,
**Diversity und Differenz zwischen
Integration/Desintegration und
Inklusion/Exklusion
Funktionssysteme und Lebenswelten**



Weitere Informationen: Tel.: 02161/186-5664
E-Mail: EuropeanSWS@hs-niederrhein.de
Internet: www.hs-niederrhein.de/esws.html

Internationale Beiträge u. a. aus: Finnland, Dänemark, Spanien und den Niederlanden
Markt der Möglichkeiten, Konferenzsprache: Deutsch & English/Übersetzung